

Buch des Monats

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monat : die Autorenzeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **91 (2011)**

Heft 988

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buch des Monats: Schweiz



Deutschlands Himmel über Genf

Yvette Z'Graggen: Deutschlands Himmel. Aus dem Französischen von Regula Renschler.
Basel: Lenos, 2011.

Das eine lateinische Geburt die Menschen nicht vor den schrecklichen politischen Verirrungen bewahrte, die im 20. Jahrhundert von Deutschland ihren Ausgang nahmen, ist ein Thema, das die Schriftsteller der Romandie seit einigen Jahren entdeckt haben. Die Genfer Autorin Yvette Z'Graggen hat sich ihm bereits 1995 mit dem Roman «Matthias Berg» genähert und diesem kurz darauf gewissermassen ein Hintergrundbuch folgen lassen, «Ciel d'Allemagne», in dem sie über ihr schwieriges Verhältnis zur deutschen Nation und Kultur persönliche Rechenschaft ablegt. Wir erinnern uns: Damals ging die Diskussion um das Verhalten der Schweiz im Zweiten Weltkrieg ihrem Höhepunkt entgegen, und bald sollte die Bergier-Kommission ihre Arbeit aufnehmen. Jetzt, 15 Jahre danach, wird uns «Deutschlands Himmel» in Regula Renschlers vorzüglich lesbarer Übersetzung auch auf Deutsch vorgelegt.

Der Text kreist um drei Themen: die Jugend der Autorin im Genf der 30er Jahre, wo ihr die deutschsprachige Herkunft der Familie eine besondere Neugier für alles Deutsche vermittelte und sie dem Reiz von Nazifilmen erliegen liess – wofür sie sich bald danach zutiefst schämte. Dann berichtet sie, wie sie ihre letztlich aus dieser Scham geborene Abneigung gegen alles Deutsche überwindet und Jahrzehnte später nach Berlin reist, die Gedenkstätten des Widerstands besucht und so ein anderes, humaneres Deutschland neu entdeckt. Und in einem dritten Teil diskutiert sie ihren sich über die dunkelsten Jahre hinweg erstreckenden Briefwechsel mit einem jungen Deutschen, Herbert, den sie kurz vor Kriegsausbruch in Genf kennengelernt hatte. Drei Lebensphasen, drei Blickwinkel auf Deutschland – und auch erzählerisch zieht die Autorin drei Register: autobiographischer Roman, Reportage und interpretierende Lektüre der Briefe.

Aus Lesersicht sind diese Teile nicht alle gleich ergiebig. Die Geschichte des deutschen Widerstands etwa wurde in der deutschsprachigen Öffentlichkeit gerade in den letzten Jahren ausgiebig diskutiert, so dass man hier kaum Neues erfährt. Zudem zeichnet die Autorin ein leicht veraltet wirkendes, idealisierendes Bild, das Probleme wie die vorgängige Kollusion einzelner führender Vertreter des Widerstands mit dem Regime ausblendet. Auch die Korrespondenz mit Herbert berührt vor allem durch das, was darin hartnäckig beschwiegen wird. Viel ist in diesen Briefen von den ungemütlichen Lebensumständen in den zerstörten deutschen Städten die Rede, wenig davon, warum es so weit kam. Gewiss steht da das Schreiben, worin der ehemalige Wehrmachtssoldat – nach dem Krieg – von seiner Ablehnung des Naziregimes berichtet. Yvette Z'Graggen lässt dieses Bekenntnis so unhinterfragt stehen, wie das bei deutschsprachigen Autoren, die längst misstrauisch geworden sind gegen die Lebenslügen der Nachkriegsgeneration, kaum möglich wäre.

Was das Buch lesenswert macht, sind deshalb vor allem die Passagen, die ins Genf der Zwischenkriegsjahre führen, diese sowohl in sich verschlossene wie weltläufige Stadt. Hier lesen wir atmosphärisch dichte Schilderungen von den Schwierigkeiten der zugewanderten Familie, ihren Platz in der Genfer Gesellschaft zu finden und in der Krise einen standesgemässen Lebensstil zu bewahren, und wir hören von der Langeweile, die eine Jugend in der strengen Calvinstadt umgab. All dies macht den Zauber begreiflich, den deutsche Besucher ebenso wie Wochenschaubilder auf das junge Mädchen ausübten: «Während bei uns, in der Schweiz, nichts Aufregendes passiert, werden *dort* grandiose Spektakel organisiert: Fackeln in der Nacht, die sich im Rhythmus der Marschierenden fortbewegen, schöne, grosse blonde Männer, das *Horst-Wessel-Lied*, das wie auf einen unwiderstehlichen Höhepunkt hin komponiert wurde, einen kollektiven Orgasmus.»

Nicht zuletzt mit solchen Stimmungsbildern macht die Autorin einiges von der Faszination begreiflich, mit der totalitäre Bewegungen junge Menschen anziehen, und so wird ihre Erzählung, über den aktuellen Bezug hinaus, zum Lehrstück über politische Versuchung und Einsicht. ◀

Virgilio Masciadri

Virgilio Masciadri ist Privatdozent für Klassische Philologie und Religionsgeschichte an der Universität Zürich und Mitherausgeber der Literaturzeitschrift «orte».



Kunst und Künstler zwischen Kommerz und Vergänglichkeit

Michel Houellebecq: Karte und Gebiet.
Köln: Dumont, 2011.

Die Dialektik von (Ab-)Bild und (abgebildeter) Wirklichkeit, die Frage nach der Repräsentation und der Wahrheit in der Kunst – das ist es, was das Nachdenken über Kunst seit den alten Griechen beschäftigt. Soll die Kunst das Allgemeingültige abbilden, oder das Besondere, Anekdotische? Wie finden in der Kunst Revolutionen statt, werden neue Regeln geschaffen? Und schliesslich: Ist Kunst nicht, wie alles Irdische, vergänglich?

Houellebecqs «Karte und Gebiet», zuerst einmal ein Künstlerroman und einer über Kunst, nimmt diese Fragen subtil auf und gibt verschiedene Antworten. Einmal ist etwa, allgemein-erkenntnistheoretisches wie individuell-künstlerisches Programm, «die Karte (Abbild) wichtiger als das Gebiet (Wirklichkeit)», ein andermal soll die Kunst «eine objektive Beschreibung der Welt liefern».

Hauptfigur ist Jed Martin: ein Mann mit sehr wenigen Eigenschaften, ein Chamäleon, über das wir sehr wenig wissen, der über Fremddarstellungen (nicht zuletzt durch ein Katalogvorwort eines literarisch-fiktiven Houellebecq) definiert wird. Er ist aber eine gerade in seiner Unbestimmtheit und Vagheit interessante Person: Beziehungen, soweit man von solchen sprechen kann, beendet er wie Schaffensperioden (und vice versa) abrupt und unwiderruflich. Zeitungen liest er nicht, Meinungen hat er fast keine (meistens nickt er stumm zu), und sein emotionales Ich wird nur an ganz wenigen Stellen sichtbar: so etwa latent, wenn erwähnter Houellebecq einen *Château Ausone 1986* (man beachte das Augenzwinkern an Ausonius) nicht korrekt zu trinken weiss, oder manifest, wenn Jed im Zustand höchster Erregung eine Angestellte von *Dignitas* niederschlägt. Und im Besonderen, wenn er gegenüber dem Polizeikommissar aus der Tiefe seiner Wertvorstellungen artikuliert, dass das Böse bestraft werden müsse.

Jed ist aber ein verdammt guter und fleissiger Künstler, technisch sehr begabt und immer der Richtige im richtigen Zeitgeist. Sein Gesellenstück sind Photographien von Gebrauchsgegenständen, seine ersten Erfolge die der in einem bestimmten Winkel photographierten und mit viel Raffinesse veränderten Michelin-Regionalkarten im Massstab 1:150'000. In seiner Hauptschaffenszeit werden ihm Malereien zu den *Métiers* Weltruhm einbringen: eine siebenjährige Serie einfacher Berufe mit 42 Bildern, dann die eineinhalb Jahre «geradezu frenetisch-schöpferische» Phase der 22 Unternehmenskompositionen, die Jed in einer eindrücklichen Eigenbildzerstörung von «Damien Hirst und Jeff Koons teilen sich den Kunstmarkt auf» beendet. Schliesslich kehrt er mit einem letzten Bild zu den Berufen zurück, mit dem rein als Geschenk, als Zugabe gedachten Portrait «Michel Houellebecq, Schriftsteller», von dem noch die Rede sein wird.

Der Autor Houellebecq beherrscht souverän als Grundgeräusch eine angenehm einlullende und doch irgendwie falsche Schreibe der Werbeprospekte, der Gebrauchsanleitungen und der Wikipedia. Also eine gewollt anonym schmucklose Alltagssprache, die aber immer Raum bietet für ironische Verfremdung: Der Autor hat gewissermassen einen Schieberegler, den er virtuos und mit sichtlichem Genuss betätigt. Es darf dann geschmunzelt, ja gelacht werden, sei es über einen kurzen Dialog oder über wunderbare Parodien auf mehreren Seiten, etwa die der Kunstkritik und -philosophie, die Jed zum Thomas von Aquin der Photographie schlagen, oder jenes einfache Gemüt eines Michelin-Managers, der sich, gleichzeitig ungelentk und verschlagen, die Hände über die «Win-win-Strategie» von Kunst und Kommerz reibt, oder über den Exkurs zur Verwertbarkeit von «Heizkörpern in der Kunst».

Grosse Kunst ist, wenn in solch gehobene Unterhaltung – «alles Plauderei», sagte dazu Fontane – elegant der Tiefsinn eingewoben wird. Dies gelingt Houellebecq in genialen und abgrundtiefen Bildern und Gedankengängen, die zu fesseln vermögen, etwa wenn Jed träumt, sich in einem Buch wie in einem Raum zu bewegen, oder in Reflexionen und Dialogen über den Tod (vor allem einem sehr eindrücklichen zwischen Vater und Sohn, der unentschieden

Daniel Brühlmeier

Daniel Brühlmeier ist Literaturwissenschaftler, Philosoph und promovierter Politikwissenschaftler.

bleibt). Houellebecqs Roman ist also fein elaborierte Fiktion und Reflexion, etwas für geneigte, sich zurücklehrende Geniesser; tolpatschige Kritiker, die ob einer fiktiven Person mit gleichem Namen schnurstracks in die Autobiographie fälle treten, sollten besser gleich vom Buch lassen.

Es gehört gewissermassen zum kompositorischen Programm von «Karte und Gebiet», dass die Romanorte wie das zentrale Pariser 13. Arrondissement peinlich genau, gewissermassen kartographisch erfasst sind. Und in der Gegend der Grossmutter Jeds um Châtelus-le-Marcheix, wohin sich dieser schliesslich zurückzieht, fehlen nur die GPS-Angaben, und wir würden uns darin in der Fortbewegung mit einem bequemen und teuren Wagen der Oberklasse, mit welchem man in diesem Roman fährt, perfekt zurechtfinden. Ja, selbst in Zürich stimmt alles (mit Ausnahme des «Widders», der im französischen Original am See liegt). Dieses Prinzip wird im Dorf Souppes-sur-Loing subtil durchbrochen, wo der fiktive Houellebecq seine letzten Lebensjahre verbringt: Zwar existiert es tatsächlich (Postleitzahl: 77460), doch ist es im Roman nicht nur «menschenleer – eine friedliche, strukturbedingte Leere», sondern seine Strassen und Plätze tragen in einer wunderbar grotesken Ironie nur Philosophennamen.

Hier in Souppes mutiert das Buch in seinem dritten Teil zu einem *roman policier* (mehr als einem «Krimi»). Wiederum gelingt es Houellebecq perfekt, artistische, ja fast metaphysische Spannung zu erzeugen zwischen der bedächtigen, aber letztlich fachmännischen Arbeit der Polizeikommissare und dem scheusslichen Verbrechen, das dem fiktiven Houellebecq und seinem Hund Plato widerfährt: Was auf den ersten Blick nach einem Ritualmord oder Mord als Kunst(performance) aussieht, reiht sich schliesslich in die allgemeinen, gewöhnlichen Verbrechen ein. Das dank des Beizugs von Jed als gestohlen erkannte Portrait Houellebecqs ist hier nicht die Wahrheit, zeigt aber, durch seine Abwesenheit, auf die bittere Wahrheit: Verbrechen werden des Geldes wegen begangen. Und ohne Pathos, fast unbemerkt, aber nicht minder illusionslos gibt der Autor uns immer wieder zu verstehen: Ob Kunst Kunst ist, entscheidet sich am Preis, am Geld, am (Kunst-)Markt.

So weit, so sehr gut. Doch Houellebecq setzt noch einen drauf: So wie sich sein fiktiver Namensvetter nach seiner Rückkehr nach Frankreich als durchaus angenehmer Zeitgenosse entpuppt, entwickelt sich dieses Frankreich – von Jed, der sich in den letzten dreissig Jahren kauzig in einem riesigen Anwesen verschanzt, fast zufällig noch entdeckt und uns so mitgeteilt – von einer bäurisch-aggressiven Neidgesellschaft zu einer multikulturellen, altruistisch-hedonistischen Dienstleistungsgesellschaft.

Und: Der fiktive Houellebecq liest nur noch Klassiker, und dass er als grössten Tocqueville auffahren lässt, ist schlichtweg genial, und dazu noch den Tocqueville der «Souvenirs»: Erstens, weil dieses Buch so intim ausgelegt war, dass es keinen Leser haben sollte – was ja gleichzeitig auch den Tod des Buches bedeuten würde. Zweitens, weil dieser radikal ungeschminkte Spiegel seiner selbst und seiner Zeitgenossen, dieses fast onanistische Betrachten der menschlichen Gesellschaft und des Menschen, in all seinen sozialen Tugenden und Lastern auf hohem Niveau scheitern musste.

Am Schluss ist auch Houellebecqs Roman die gelungene Darstellung des Scheiterns: Scheitern der Hauptfigur und der Menschheit überhaupt, die in der Slow Motion der Kunst buchstäblich im Vegetabilen versinkt, aber in einer friedlichen, ja irgendwie sogar heiteren Atmosphäre. Wir, die Menschen, sind «kulturelle Produkte», und am Schluss verschluckt uns das «Gebiet». Das erinnert an Michel Foucaults «Les mots et les choses», wo die kurze Klammer des Menschen wie eine Figur im Sand verschwindet oder, noch treffender wohl, an Dubslav, der nach dem Diktum der Melusine am Schluss im Stechlin-See und -Gebiet untergeht. ◀



Klassenkampf von oben

Günter Ederer: *Träum weiter, Deutschland! Politisch korrekt gegen die Wand.* Frankfurt a.M.: Eichborn, 2011.

Die Gesellschaft überaltert. Der Sozialstaat leidet an einer Kostenexplosion. Die Staatsfinanzen treiben dem grossen Knall zu – vor allem, seit man sich verpflichtet hat, für die Pleiteststaaten der Europäischen Union geradezu stehen. Kann man da als Deutscher noch optimistisch sein in bezug auf sein Land?

Günter Ederer, einer der profiliertesten Wirtschaftspublizisten und Fernsehjournalisten des Landes, würde wohl gerne Optimismus predigen, aber dazu hat er wenig Anlass. Seine Formulierungen könnten fast als typisches Beispiel für die Untugend der romantisch vernebelten *german angst* durchgehen, wäre da nicht die Aufforderung im Titel «Träum weiter!», sich eben nicht in Illusionen zu ergehen, sondern den Realitäten der gegenwärtigen Lage zu stellen. Was Ederer liefert, ist keine hysterische Momentaufnahme, sondern der Weckruf an den ehemaligen Exportweltmeister.

Ederer durchdringt mit vielen historischen und aktuellen Beispielen die Reihe mentalitätsmässig bedingter Mythen und Fehltrübe, die die deutsche politische Diskussion dominieren – und auch in der Schweiz zunehmend beliebt sind. Da ist das totale Marktversagen als Ursache der Finanzkrise: ein Mythos, der mit einer detaillierten Auflistung staatlicher Grossinterventionen von Ederer effektiv demontiert wird. Da ist die leistungsgerechte Ausdifferenzierung des dreigliedrigen Schulsystems, die eine Bildungskatastrophe herbeigeführt haben soll, während tatsächlich Bürokratismus und gleichmacherische Ideologie die Kernprobleme der deutschen Bildungspolitik sind. Ebenso verhält es sich mit dem besonderen Stolz auf die Errungenschaften des Sozialstaats, der aus dem Obrigkeitsstaat nahtlos hervorgegangen war und die Kostenseite mit Fahrlässigkeit ignoriert, dem Bürger aber weiterhin Sicherheit vorgaukelt und das Anspruchsdenken befördert.

Sind nun die Deutschen tatsächlich ein Volk träumender Schlafwandler, die am Rande des Abgrunds spazieren? Nein, eine solche Sicht der Dinge würde ökonomisch zu kurz greifen. Hinter der Bevormundungs- und Schuldenpolitik vermutet Ederer planvolles Handeln. Er sieht allerorten den interessengelenkten *homo oeconomicus* am Werke – aber einen *homo oeconomicus* freilich, der eine solche Charakterisierung empört zurückweisen würde. Ederer be- greift ihn als Teil einer politischen Strategie: die Bürger folgen demnach einem politisch orchestrierten Anreizsystem, in dem sie sich irrtümlich frei und autonom wähnen. Die Dirigenten, denen sie realiter folgen, sind, so Ederer, «sich selbst als Elite betrachtende Akteure», die suggerieren, noch «mehr Macht in ihren Händen wäre die Lösung. [...] Und wo sie können, machen sie gleich noch mehr Schulden.»

Ja, in der Tat. Deutschland ist zurzeit ein Land, in dem «Klassenkampf von oben» herrscht. Ob im Bildungssystem oder beim subventionierten Aufbau der Ökoindustrie – überall bedienen sich «politisch korrekte» Eliten zwecks Beibehaltung des Status als «Besserverdienende» aus dem Vollen. Sie verschleiern genau diesen Umstand, indem sie sich mit einem zuckrig süssen Moralüberzug zu den Sprechern jenes «kleinen Mannes» ernennen, der dann am Schluss die Rechnung zahlen muss. Ein echtes Bewusstsein dafür, dass genau dieser Klassenkampf zurzeit stattfindet, ist dem leistungsbereiten Bürger kaum mehr zu attestieren. Er wehrt sich schlicht nicht. Die grün-rot gefärbte Elite hat ihre Strategie der «kulturellen Hegemonie» so konsequent durchgezogen, dass man es fast bewundern müsste, wären nicht die Folgen für die Zukunft so furchterregend. Man fühlt sich angesichts der Schwäche des Bürgertums fast an jene Adligen vor der Französischen Revolution erinnert, die begeistert die Philosophie Rousseaus priesen, deren Konsequenz sie dann auf das Schafott brachte. Nur: damals war das nicht Klassenkampf «von oben».

Erst wenn das Bewusstsein für das, was an harten Interessen hinter dem weichen politisch-korrekten Auftritt steckt, geschaffen ist, könnte die deutsche Demokratie, ebenso wie ihre europäischen Schwestern, wieder zu einem Kurswechsel in Richtung Vernunft kommen. Das Thema für Ederers nächstes Buch ist damit schon gesetzt. ◀

Detmar Doering

Detmar Doering ist Leiter des Liberalen Instituts der Friedrich-Naumann-Stiftung in Potsdam.